

Logisch

Gewinnen Sie eine Woche
Alpenfun in Arosa

Sommerquiz — 44

Salzig

Delfine kennen nur
eine Geschmacksrichtung

Tierforschung — 48



«Ich bi so haha!»

Whatsapp ertränke Jugendliche in der Informationsflut und führe zu Stress, glauben Pädagogen. Die Handy-Applikation ist für Teenager aber nicht mehr wegzudenken

Barnaby Skinner (Text)
und Esther Michel (Foto)

Wie jeden Schulmorgen stapfte Aischa den steilen Hang hinauf zur Sekundarschule in Trogen im hügeligen Kanton Appenzell Ausserrhodon. Im Schulhof stutzte sie. Als sie die Klassenzimmertür aufstiess, erhärtete sich ihr Verdacht: Es war schulfrei, und alle, mit Ausnahme von ihr, wussten Bescheid.

Die Erklärung dafür ist simpel: «Vor drei Jahren war ich als Einzige bei Whatsapp nicht im Klassengruppenchat», sagt die heute 16-Jährige. Jetzt ist sie das. Genauso, wie beinahe jeder andere Schweizer Teenager bei der Handy-Applikation Whatsapp angemeldet ist.

Konkrete Zahlen gibt es keine. Doch wer mit Lehrpersonal von Basel bis Lugano oder Genf bis Appenzell spricht, dem wird erklärt, dass Whatsapp für eine ganze Generation zum Kommunikationskanal Nummer eins geworden ist.

Natürlich unterhalten sich Teenager damit nicht nur über die Schule. Gerade jetzt im Sommer nicht. Aischa sagt, dass sie rund ein Dutzend aktive Gruppenchats habe, um auch während der Ferien mit Freunden in Kontakt zu bleiben: eine reine Maitli-Gruppe etwa und eine mit ihrer Kollegin Michelle und anderen Freunden aus Teufen, einem Dorf am anderen Ende von Appenzell Ausserrhodon.

«So haben wir mit den Freunden einen eigenen Raum»

Michelle, 16, handhabt das ähnlich. «Ich habe sechs wichtige Gruppen. Aber das ändert sich schnell. Wenn ich Leute nicht mehr real treffe, lösche ich sie wieder.» Aischa nickt.

Gerade letztere Aussage sollte Medienwissenschaftler oder Erziehungsexperten interessieren. In den Anfängen des Internets wurde angenommen, dass virtuelle Kontaktpflege über Distanz eine der grössten Errungenschaften der Vernetzung sein könnte. Die Ausserrhodoninnen Aischa und Michelle, die hier stellvertretend für viele Schweizer Whatsapp-Teenager stehen, sind anderer Meinung: «Wir lieben Whatsapp, weil wir so mit unseren echten Freunden einen eigenen Raum haben.»

Sie erschaffen sich damit einen Ort, wo sich keine Eltern einmischen. Als kürzlich ein unbekannter, schätzungsweise 40-jähriger Mann einer Freundin bei Whatsapp unaufgefordert sein Profilbild geschickt hatte, wurde dies genauso stossend empfunden, wie wenn der Erwachsene an einer Klassen-



Michelle (l.) und Aischa im Bahnhof Trogen AR: Selfies machen und auf Whatsapp tratschen

Der Universität Zürich wurden vom 1. Juni bis zum 13. Juli insgesamt 720527 Whatsapp-Meldungen aus der ganzen Schweiz zugeschickt. Je grösser das Wort in der Grafik, desto öfter wurde es in diesen Chats verwendet. Im Schnitt bestand eine Whatsapp-Meldung aus sechs Wörtern.

Foto: Whatsapp, Switzerland?



Fortsetzung
«Ich bin so
haha!»

party aufgetaucht wäre. Im digitalen Jugendtreff Whatsapp wollen sich Teenager amüsieren und sich ihrem Freundeskreis präsentieren. «Ich» gehört unter Schweizer Whatsapp-Nutzern zu den meistverwendeten Wörtern (siehe Grafik oben). Es geht vor allem um Selbstfindung: «Ich bin viel direkter», sagt Michelle. Verändertes Verhalten beobachtet sie bei Kolleginnen genauso: «Ich habe eine Freundin, die immer flucht. Ausser bei Whatsapp. Da ist sie voll anständig.» Warum? «Keine Ahnung. Vielleicht hat sie es in der App nicht nötig.»

Die jugendliche Social-Media-Nutzung ist erstaunlicherweise wenig erforscht. Für den Schweizer Lehrer und Technologie-Experten Philippe Wampfler ist das nachvollziehbar. In seinem eben erschienenen Lehrbuch «Generation Social Media» benennt er das Hauptproblem: «Die Erhebung von Daten braucht viel länger, als sich die wechselnden Praktiken unter Jugendlichen halten.» Als Beispiele nennt der Zürcher die deutsche JIM-Studie. Sie wertet seit 1998 den Medienumgang der 12- bis 19-Jährigen aus. Doch bis die jährlichen Ergebnisse veröffentlicht würden, seien jeweils zwei Jahre vergangen.

Der Druck, sofort zu antworten, hat sich stark erhöht

Die weltweit wohl umfassendste Arbeit, eine sprachwissenschaftliche Untersuchung, entsteht derzeit in der Schweiz. Die Universität Zürich hat die Schweizer Bevölkerung aufgerufen, zwischen dem 1. Juni und dem 13. Juli Whatsapp-Meldungen einzuschicken. Über 64 Prozent der eingesandten Texte stammten von Nutzern unter 24 Jahren.

Ergebnisse sind erst im Frühling 2015 zu erwarten. Doch ein Fazit lässt sich bereits jetzt ziehen. Im Vergleich zu SMS hatte Whatsapp nochmals eine deutliche Tempoeigerung beim Verfassen von Kurznachrichten zur Folge. In der Arbeit «Keyboard-to-Screen-Kommunikation gestern und heute:

SMS und Whatsapp im Vergleich» erklären die Zürcher Sprachwissenschaftlerinnen Frick und Dürscheid, weshalb Whatsapp die höhere Kadenz fördert. Die App zeigt ihren Nutzern an, ob eine Mitteilung angekommen ist und ob sie gelesen wurde. Das erhöht den Druck, sofort zu antworten.

Psychologinnen wie Sarah Genner von der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften beobachten deshalb Freundschaftskrisen, wenn nicht innerhalb von Minuten geantwortet werde. «Es muss erst noch in den Kinderköpfen verankert werden, dass es normal ist, dass nicht alle jederzeit antworten können», sagte Genner kürzlich. Worauf die «Aargauer Zeitung» titelte: «Immer online: Kinder im Smartphone-Stress».

Das Sorgentelefon erkennt gar eine Epidemie. Es würden sich immer mehr Kinder melden, die über «ständige Erschöpfung» klagten, steht im letzten Jahresbericht. «Die Kinder haben Mühe, sich über längere Zeit zu konzentrieren, fühlen sich ausgelaugt, klagen über ein stetes Unbehagen.» Die Übeltäter seien Smartphones und Whatsapp, die Informationsflut und ständige Erreichbarkeit verursachen.

Sind Teenager der Technologie wirklich wehlos ausgeliefert? Leiden sie tatsächlich darunter, 24 Stunden am Tag miteinander verbunden zu sein?

«Endlose Guppenchats können schon nerven», sagt Aischa. Sie habe zum Beispiel während der WM die Handy-Vibration ausgeschaltet und für jede Gruppe bestimmte Alarmtöne eingestellt. So wusste sie, ob es sich lohnen würde, das Handy zu zücken.

«Kompliziert ist es, wenn jemand reden will und man hat selber keine Lust dazu», sagt Michelle. Dann müsse man kreativ werden. Vielleicht mit kleinen Lügen: Etwa, dass die Batterien des Handys bald leer seien, man das Smartphone den Eltern habe abgeben müssen oder die kleine Schwester damit spielen wolle. «Am besten schreibt man in die Statuszeile», empfiehlt Aischa, dann wüssten alle Bescheid. «Alles ist besser, als einfach nicht zu antworten», sind sich beide einig. Das würde man im richtigen Gespräch ja auch nicht tun. Eine bemerkenswert höfliche Begründung.

Denn Whatsapp mag unter Teenagern ein Experimentierfeld

sein. Trotzdem haben sich klare Verhaltensregeln entwickelt – wie in Jugendcliquen üblich. So dient das Medium Aischa und ihren Freunden auch als Zensurmittel. «Wir zeigen uns bei Whatsapp gemeinsam geschossene Fotos zuerst gegenseitig, bevor wir sie bei Facebook oder Twitter hochladen. Daran halten sich eigentlich alle», sagt sie und räumt damit mit einer weiteren Mär auf: dass Jugendlichen die Privatsphäre komplett egal sei.

Früher Lagerfeuer, heute Whatsapp unter der Bettdecke

Die Jugend von heute als Technologie-Virtuosin also, die über die Sorgen eines Sorgentelefon nur lachen? «In diese Falle dürfen wir nicht tappen», schreibt die US-Medienwissenschaftlerin und Sozialforscherin Danah Boyd in ihrem kürzlich auf Englisch erschienenen Buch «It's Complicated». Boyd hat das letzte Jahrzehnt damit verbracht, die Social-Media-Nutzung von Jugendlichen unter die Lupe zu nehmen, und dafür mit Hunderten US-Teenagern von der Ost- bis zur Westküste gesprochen.

Sie kommt zum Schluss, dass es Teenagern mehr darum geht, die Technologie für eigene Zwecke zu nutzen – auch digital Natives sind nur Anwender. Meist würden Jugendliche Onlinedienste auf eine Art und Weise nutzen, die nicht im Sinne des Erfinders sei. Boyd stiess etwa auf ein Mädchen in Washington, das sein Facebook-Konto nach jeder Nutzung deaktiviert, um es beim nächsten Mal zu reaktivieren. So gaukelte es seinen Eltern und Lehrern, die meist tagsüber im Web waren, vor, kein Konto zu haben, und blieb damit dennoch mit Freunden in Kontakt.

«Es geht den meisten Teenagern darum, Zeit mit ihren Altersgenossen zu verbringen», schreibt Boyd. Das sei für sie die Definition von Freiheit schlechthin. Was früher das Lagerfeuer war, ist heute Whatsapp unter der Bettdecke.

Ob in Washington oder Appenzell Ausserrhoden, darin sind sich alle Teenager gleich. «Nichts vom freien Schultag zu wissen, das war mir egal», sagt Aischa. «Mich stressete mehr, dass ich nicht mit meinen Freunden Zeit bei Whatsapp verbringen konnte und nicht wusste, was sie dort sonst so redeten.»

*Sollen Eltern
die Whatsapp-Botschaften
ihrer Kinder lesen?*

JA!

Ach du Schande, mögen Sie jetzt denken. Was für eine fiere Alte. Sie spitzelt ihren Kindern hinterher, schnüffelt. Hat es nicht geschafft, in verständnisvollen Gesprächen ihrem Nachwuchs beizubringen, dass das Mami ganz toll ist, die beste Freundin, mit der man über alles reden kann: Cybermobbing, Sexting, Nagelpilz. Stattdessen bin ich, so scheint's, die NSA in Muttergestalt.

Nun, wie die Agenten der National Security Agency lese ich fremde Konversationen. Im Gegensatz zu den Amerikanern mache ich es nicht heimlich. Ich kontrolliere, spioniere aber nicht.

Meine Tochter ist 11. Ein Handy musste her. Schliesslich soll das Kind ja anrufen können, wenn was ist. Als ich mich im Laden nach der Möglichkeit erkundigte, ein Internet-untaugliches Gerät zu kaufen, schaute mich der Verkäufer an, als sei ich nicht ganz bei Trost. Es galt, eine andere Lösung zu finden. So einigte ich mich mit meiner Tochter darauf, dass sie mir auf Verlangen Einblick in ihre Whatsapp-Chats gibt. Sie zeigt mir den Verlauf, ich mache ab und an Lesestichproben.

Natürlich vertraue ich meinem Kind. Aber der Welt da draussen nicht. Es gibt zu viele Leute, die nur darauf warten, aus Kindern Opfer zu machen. Davor will ich meine Tochter beschützen. Das ist mein Recht, meine Pflicht. Bald steht ein ehemaliger Arbeitskollege von mir vor Gericht. Dem netten Mittfünfziger mit den Jesusandalen wird vorgeworfen, über die Plattform Knuddels.de Mädchen Nacktbilder abgepresst zu haben. 49 Prozent der Eltern, so las ich vergangene Woche in einer Studie, haben keinen Überblick über die Chat-Aktivitäten ihrer Kinder. Ich möchte zu den anderen 51 Prozent gehören.

Bisher sind meine Einsätze als NSA-Mum harmlos verlaufen. Der typische Whatsapp-Chat meiner Tochter geht so: «Was machst?» «Nichts.» «Ich auch nicht.» «Hihi.»

Andrea Bleicher, stv. Chefredaktorin



NEIN!

Was ist los? Meine Tochter ist 14, natürlich lese ich ihre Whatsapp-Nachrichten nicht. Ich lese auch ihre Briefe nicht und durchwühle keine Schubladen in ihrem Zimmer. «Papa, ich weiss von den Gefahren im Internet. Und habe ein Recht auf Privatsphäre», sagt sie. Stimmt.

Nun gut, manchmal frage ich mich schon, was sie auf ihrem Smartphone treibt. Aber wie sollte ich, wenn ich denn wollte, das kontrollieren? Heimlich schnüffeln? Ihr befehlen, mir ihre Korrespondenz vorzulegen? Die NSA anrufen? Blödsinn.

Lange dachte ich sowieso, wir hätten das einigermaßen im Griff: Sie durfte eine Stunde pro Tag an den Bildschirm, egal, ob TV, Computer oder Handy. Aber mit dem Smartphone fiel die Zeitschranke. «Whatsapp brauche ich auch für die Schulaufgaben», sagt sie wegen ihres Klassen-Chats. Dort kommuniziert sie mit Freundinnen. Sie hört Musik, spielt. Unkontrollierbar für mich, wenn sie im Zimmer verschwindet.

Aber was sage ich. Ich hänge ja ebenfalls oft am Smartphone. Letzte Woche in den Ferien, sobald wir jeweils vom Meer zurückkamen, drückten manchmal alle vier Familienmitglieder, verstreut in der ganzen Wohnung, an ihren Geräten herum. Ich hätte meiner Tochter ja ein Whatsapp schicken können: «Was machst du gerade?» (ich schreibe immer in Hochdeutsch). «Geit di nüd a», hätte sie geantwortet.

Neugierig bin ich schon. Kürzlich ertappte sie mich, wie ich eine ihrer Postkarten las, und pochte auch da auf Privatsphäre. «Die Karte kann der Pösteler auch lesen, das ist öffentlich», antwortete ich. Und so halte ich es auch mit Whatsapp. Ich spioniere dort, wo alle können, schaue, ob sie das Profilbild gewechselt hat, kontrolliere manchmal, wann sie zuletzt online war. Steht dort, wie vorher, 0.33 Uhr, bin ich nur ein bisschen beunruhigt. Schliesslich hat sie Ferien. Und ein Recht auf Privatsphäre.

Matthias Lerf, Co-Leiter Kultur

